

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929**

20.1.1929 (No. 3)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 3



20. Jan. 1929

Emil Kast / Gotthold Ephraim Lessing  
1729 - 1929

„Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? Nein! — Wir wollen weniger erhoben, doch fleißiger gelesen sein!“ So sprach Lessing von seinem großen Zeitgenossen. Man ist versucht, auch von Lessing selbst heute so zu sprechen. Aber es wäre nicht in seinem Sinn. Denn ihm gilt über alles die Wahrheit. Ihr, der Redlichkeit, der angreifenden Offenheit, der auch unfaust zupackenden Geradheit in allen Dingen des Geistes und Tuns galt sein beispiellos kraftverzehrender, aber nie erschlaffter Kampf. Nichts scheinen, alles aber sein. Und so muß sich auch ihm gegenüber die Einstellung bewahren: nichts zu geben versuchen als erkannte Wahrheit. Wir gedenken in diesen Tagen vorzüglich des Menschen Lessing. Er selbst hat sein Dichtertum bestritten und mit Gründen (aber wie des Bstern wußten es die Literaturhistoriker nicht gut, sondern besser!); mithin wir uns also nicht, den mannigfach unzulänglichen Dichter um jeden Preis zu retten. Wir huldigen dem Menschen, einem der größten ausgesprochen deutschen Menschen, die je unsere geistige Geschichte entscheidend bestimmt haben.

Aus einem sächsischen lutherischen Pfarrhaus, einer Familie, in der zweifelsfrei slawisches Blut floß — ohne daß Wirkung und Umfang dieser Tatsache bis heute genügend erforscht ist — stammt Gotthold Ephraim Lessing. Am 22. Januar 1729 ist er in Kamenz geboren; ganz der Sohn des Vaters, der ihm blutmäßiges Temperament, die von ihm selbst gelegentlich berufene „liebe Fraßbarkeit“ nicht weniger vererbt, als die ungewöhnlich früh erblichende Liebe zu wissenschaftlicher Betätigung, die jederzeit hell wache Sprungbereitschaft des im Aufnehmen schon wieder produzierenden Verstandes wie die

maßlose Rechtllichkeit des Charakters. Die Mutter hat an diesem Sohne keine Wirkung sichtbar werden lassen. Schon der fünfjährige verlangt, als er auf Wunsch der Eltern gemalt werden soll, von Büchern umgeben dargestellt zu werden, denn sie sind recht eigentlich sein Lebenselement. Aber wach eine Sonderart, ja kaum anderswo wieder zu findende Einzigkeit von Büchermensch war dies! Nichts von engstirniger Dumpfheit, nichts von angegilbt papierener Bettelkastenweisheit; alles blutdurchschäumte, von kristallklarem Geist überleuchtete Wirklichkeit; in aller knirschenden Verachtung menschlicher Kleinlichkeiten ein gottvertrauendes Glauben an die Güte aller wesensechten Kreatur. Für diesen Geist, dem in einem besonderen inhaltschweren Sinne wirklich Krieg den Vater alles Schaffens bedeutet, ist der Mensch und sein Streben nach sauberer Klarheit einziger Gegenstand des Denkens und Schreibens.



Gotthold Ephraim Lessing  
(nach einem Bild von Tischbein)

**Anmerkung:** Weniger als bei einem andern deutschen Klassiker wird man es angehts Lessings ansetzen dürfen, wenn sich der nicht sachlich Gebildete lieber über Lessing als durch ihn selbst unterrichten läßt. Deshalb sei hier nicht auf Erich Schmidt's so gründliches als unsterbliches, noch auf Waldemar Dehles nicht unbedingt notwendiges Wert verwiesen, wohl aber mit allem möglichen Nachdruck auf Wilhelm Dilthey's unerreichte Lesingstudie in dem Sammelband „Das Erlebnis und die Dichtung“ (Leubner, Leipzig) und auf die ganz vortrefflichen Arbeiten des Schwaben Christoph Schrenpf in Leubners Natur und Geisteswelt, sowie die vorzüglichen Untersuchungen „Lessing als Philosoph“ in Frommann's Klassikern der Philosophie. Ungeachtet der unverkennbaren Einseitigkeit (die allerdings erweiterbar etwa bei Erich Schmidt von anderer Einstellung her nicht verzweigt ist!) soll hier der wichtigen mehrmaligen Bemühungen um die „Lessingalegende“ (Verlag Dies, Stuttgart) als weitgehend förderlich gedacht sein!

half man auch seinen jüngeren Bruder bei der Aufnahme in die Anstalt zu ermahnen sich veranlaßt fühlte: „Nun in Gottes Namen, sei fleißig, aber nicht so naseweis, wie dein Bruder!“ — Vorzeitig kann Lessing dieser Schule den Rücken kehren, weil die Lehrer zu der Ueberzeugung kommen und die auch — ein gewiß außer-gewöhnlicher Fall — offen zum Ausdruck bringen, daß die Anstalt diesem alles verzehrenden Feuerkopf schlechterdings Wesentliches nicht mehr zu bieten vermöge. — Schon der Schüler liebt bewußt und betont seine gegenwärtige Welt; und der Student haßt den überall einreißenden Mammonismus und verabscheut voll Ingrimmigen Hohns alles selbstüberhebliche, wissenschaftliche Zünftlerwesen.

Bezeichnend ist eine Briefstelle an die Mutter aus Leipzig, wo er 1746/48 zu theologischem Studium weilt: „Ich lebte die

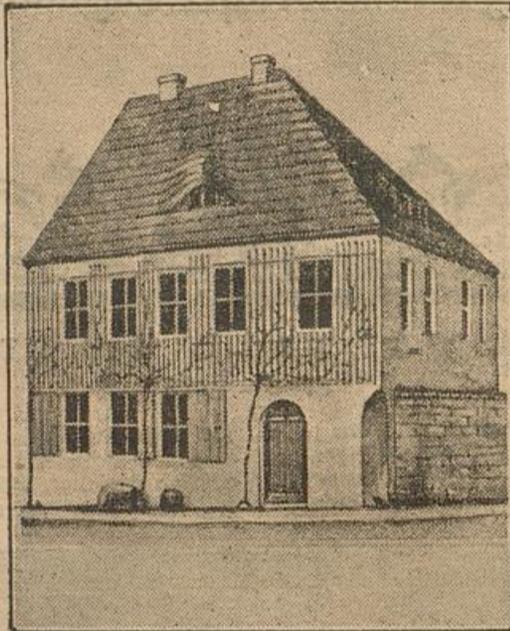
ersten Monate so eingezogen, als ich in Meissen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich ebenso selten an die übrigen Menschen als vielleicht an Gott. Dieses Geständnis kommt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, daß mich nichts Schlimmeres als der Fleiß so närrisch machte. Doch dauerte es nicht lange, so gingen mir die Augen auf: soll ich sagen, zu meinem Glück, oder zu meinem Unglück? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube zu meinesgleichen. Guter Gott! Was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahrt! Eine bauerliche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner eigenen Beurteilung übrig blieben. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern; es koste, was es wolle. Sie wissen selbst, wie ich es anfang. Ich lernte Tanzen, Fechten, Voltigieren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen; ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Übungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im voraus alle Geschicklichkeiten darin absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand!

Leipzig glänzt in diesen Jahren in geistigem und weltzugewandtem Leben, freilich mehr im Sinne jeweils neuester Mode, als aus bodenständiger Tradition nach Art alter Reichsstädte, wie des Goetheschen Frankfurt. Gottsched ist der allmächtige literarische Mittelpunkt. Die schöngeistigen Zirkel halten wider vom Federkreischen des poetischen Gefechts mit Bodmer-Breitinger in Zürich. Ist die Dichtung Sache strenger Gesezesbeobachtung und der eifrig tätigen Vernunft, oder sind Schwung der Rhythmen von innen heraus und geheimnisvolles Aufstimmen des göttlichen Funkens die entscheidenden schöpferischen Kräfte? Der überwiegend keist gegen das spontane Temperament der Hagedorn und Albrecht von Haller. Elias Schlegel sammelt die Bremer Beiträger um sich, in deren Kreis unversehens Klopstock als Stern damals unbestritten erster Größe aufsteigt. Schon hier ist von entscheidender geistiger und gesellschaftsgeschichtlicher Bedeutung Lessings sozialer Drang nach der unabhängigen Lebensstellung des nicht beamteten, ganz auf sich selbst und den Ertrag seines freien Schaffens verwiesenen Schriftstellers; während jene alle an den spärlich, aber gesichert spendenden Krippen winziger Staaten, den im Grunde wenig verlockenden Futtertrögen kläglicher Duodezabsolutisten sich drängten. In diesem Kleinparis kommt Lessing mit dem aus wirtschaftlicher Eigenart mehr als andernorts siebenden Leben und seinem Widerklang, dem Theater, dessen Prospekte wie Welt spiegeln sollten, in enge Verbindung. Hier erwachsen erste dramatische Versuche im Zusammenhang mit dem praktischen Kulissenbetrieb unter dem Szepter der Luise Reuberin, der ersten deutschen Theaterintendantin. Aber berühmter als durch diese dramatischen Kleinigkeiten wird Lessing mit den uns Modernen weniger bedeutsamen anakreontischen Rokoforeimerieien der gleichen Zeitspanne. Das alles führt zu heftigen Konflikten mit dem strengkirchlichen Vaterhaus und bedingt schließlich einen Berufswechsel zur Medizin. Die äußere Lage Lessings verschlimmert sich durch eine Finanzkrise, in die ihn gutmütige Büraschaften für unzuverlässige Bühnenkünstler verstrickten. So siedelt er, besseren Ein- und Fortkommens gewärtig, nach Berlin über.

1748/55 wirkt er dort als Redaktionsgehilfe der Berlinischen Privilegierten Zeitung, die heute noch als Vossische Zeitung blüht. Durch äußere Zufälligkeiten kommt er mit Voltaire zusammen, und damit indirekt auch dem Fridericianischen Kreise nahe. Der Aufenthalt wird zeitweilig unterbrochen durch wissenschaftliche Arbeiten und Examina in Wittenberg. Aus diesen Berliner Jahren erwächst das erste große bürgerliche Trauerspiel in Deutschland: Miß Sarah Sampson. Ein angeregter Freundeskreis: Christian Friedrich Nicolai, ein regsamer aber später mit Grund ob seiner platten, typisch durchschnittsaufgeklärten Beschränktheit berüchtigt gewordener Buchhändler; Moses Mendelssohn, ein fein gebildeter jüdischer Philosoph, der Lessing besonders nahe kommen, und den er mutatis mutandis in Nathan dem Weisen verklären sollte. — Gereizt durch den psychologischen, d. h. die Seelen ausbendenden Roman der Engländer, vorzüglich des Samuel Richardson, fordert und schafft Lessing das empfindsame psychologische, ja auch das durchaus soziale, das will sagen, zeitgesellschaftliche Zustände

schildernde und nicht zuletzt mutig geißelnde Drama als erster in der neueren deutschen Literaturgeschichte. Rein geistig ist hier derselbe Strom schon sichtbar, der nur wenig später politisch, praktisch das Zeitalter der französischen Revolution ausmacht.

Eine Aenderung erfährt Lessings höchst ungesichertes Dasein durch seine Verpflichtung als Reisebegleiter für den wohlhabenden Leipziger Kaufmann Gottfried Winkler. Aber die Verwirklichung der Reiseabsichten wird schon zu Anfang unterbunden durch den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Immerhin macht Lessing die Bekanntschaft mit seinen späteren Wirkungsstätten Wolfenbüttel und Hamburg und lernt auch Klopstock persönlich kennen. Mit seinem Brotherrn gerät er in einen durchaus politischen Zerfall, weil er als gebürtiger Sachse den stammesstolzen Herrn Winkler durch einen wahrhaftig geradezu hochverrätherischen freundschaftlichen Verkehr mit preussischen, feindlichen Offizieren aufs äußerste empört. So kommt es zum Bruch. — Um den preussischen Dichteroffizier Ewald von Kleist schart sich eine neue Freundesgemeinschaft: Gleim gehört dazu, der am Schreibtisch die Trompete bläende Autor der Kriegslieder eines preussischen Grenadiers, die Lessing sammelt und herausgibt. Gleichzeitig arbeitet Gotthold Ephraim an bedeutsamen Untersuchungen über das Wesen des Dramas, an der Emilia Galotti, an dem Faust, und seine Betriebsamkeit ironisiert er selbst in einem galligen Vergleich mit Lope de Vega, dem überfruchtbaren spanischen Dramatiker. Auch Lessings Faust, das ist die wesentliche Einsicht aus den nur ganz spärlichen Bruchstücken, verlief im Gegensatz zu älteren Bearbeitungen des Stoffes nicht endgültig dem Bösen und deutet damit auf Goethe voraus. Lessing leitet eine Wochenschrift: Briefe, die neueste Literatur betreffend (im 17. eine Faustuszene veröffentlicht); als Empfänger ist etwa der im Feld stehende Ewald von Kleist anzusehen. Es gilt einen heißen und heute noch in der temperamentvollen Form, ungeachtet der veralteten Gegenstände, erwiderten Kampf gegen die schmierenden Vielschreiber, die augenverdrehenden Moralisten, die von aller geistig tieferen Sachkenntnis unberührten Uebersetzer, kurz, den Kampf des leidenschaftlich sein Daseinsrecht betonenden Gegenwartsmenschen gegen die allzuvielen Ewigkeitsrigen. So erklärt sich auch das geistige Bündnis mit dem viel weniger grundsätzlich tiefen französischen Aufklärer Denis Diderot.



Das Geburtshaus Lessings in Kamenz

Doch stellt sich bald wieder Unbefriedigung ein. Der unstillbare Drang sucht neue Betätigung. Es sind die Breslau-Berliner Jahre 1760/67, da Lessing einfiel, „daß es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen, als unter Büchern zu leben, daß man nicht nur den Kopf, sondern nach dem dreißigsten Jahr auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse.“ Es ist die Zeit, wo er dem Spiel frönt, ein in mancherlei spielerischer Solidität hohnsprechendes Leben führt, und dies in so hohem Maße, daß Goethe im siebten Buch von Dichtung und Wahrheit so klar als verstehend gerecht urteilen durfte: „Lessing, der im Gegensatz zu Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwirft, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirkungs- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte.“ — Er erlebt das Ende des Siebenjährigen Krieges aus nächster Nähe als Sekretär des preussischen Generals Bogislav Friedrich von Tauenzien. In dieser Breslauer Zeit entstehen die Minna von Barnhelm, welches sogenannte Lustspiel man höchst sonderbarerweise als eine Verherrlichung des Fridericianischen Geistes gedeutet hat, und das in Wirklichkeit doch eine recht bittere Kritik an den Nachkriegszuständen gerade Preußens enthält. Es wächst die Laokoon-Schrift, die kritische Untersuchung über die Grenzen zwischen Malerei und Poesie, eine bewusste Ergänzung von Johann Joachim Winkelmanns Geschichte der Kunst des Altertums. — Aber die Raftlosigkeit jagt den Unsteten weiter. 1767 folgt er einem Ruf als „Konjulent“ an das in dauernden finanziellen und künstlerischen Krisen befindliche Hamburger Theater. Hier entsteht die Hamburgische Dramaturgie, jene erste, von einer deutschen Bühne herausgegebene Hauszeitschrift, bei der ungeklärt bleiben mag, ob der Urheber des Gedankens Lessing selbst oder ein Mitglied der Theaterleitung war. Ihr geistiger Gründer und Lenker ist jedenfalls Gotthold Ephraim. Und er ist als erster inne geworden, was jeder bescheidene Kritiker nach ihm erfahren mußte bis zum heutigen Tage: daß nur der als angesehener, d. h. guter Kritiker bei Theaterleistungen gilt, der in Hauch und Bogen alles sozusagen als wohlgeduldeter Propagandacheit lobt, daß aber derjenige, der Stück, Darstellung, Aufwand, sowie Spielplangestaltung sachlich und in Einzelheiten auf dem Weg des Vergleichs und mit dem Blick auf irgendwelche einwandfreie Wertmaßstäbe würdigt, als unbroelnder Besserwiffer mißachtet bleibt, der das Unternehmen schädigt. Lessings Schwierigkeiten mit den privaten Empfindlichkeiten des Direktors und den Eifer-

schickteilen der Künstler treiben ihn immer tiefer in grundsätzliche Betrachtungen über dramatische Kunst hinein.

In staunenswerter, trotz aller unbestreitbaren äußeren Misserfolge ungebrochener Tatkraftigkeit beteiligt sich Lessing finanziell an einer Druckerei und einem Verlag, und es kann nicht leicht überschätzt werden, daß dieser Revolutionär (die Erfolgslosigkeit ist nicht seine, sondern der Zeiten Schuld) das soziale Problem der wertgemäßen Honorierung geistiger Arbeit für Schaffende ernstlich angegriffen hat. Ruhlos, aber tapfer opfert er zu solchen Zwecken sein eigenes, kleines Vermögen.

Im Hamburger Freundeskreis sind es hauptsächlich zwei Frauen, die für Leben und Schaffen Lessings Bedeutung gewinnen: Elise Reimarus und Eva König. Hier setzt er seine wissenschaftlichen Streitschriften fort, die sachlich mitunter vielleicht nicht einmal ganz einwandfrei, doch immer voll unerhörten Geistes und Witzes in der stilistischen Durchführung und untadeligen Gefinnung sind. Das Kennzeichen Lessingschen Stiles, sei es in den Dramen, in den kritischen, in den religiös-philosophischen Schriften, ist einzig dies: gelebtes Zwiegespräch, sprühend und flammend bis zur Hitze, zorniger Empörung, bissig, spielend überlegen, den Gegner durch die eigene Waffe in nur geschickter Handhabung zu schlagen suchend, das Wort treffsicher wählend und lebend wie die saufenden Hiebe einer geschmeidigen Klinge geschliffenen Stahls.

Unläßlich der Nachricht von Windelmanns Tod (die jäh einen Goethe so erschüttert, daß noch der Greis die Hofstüre der Leipziger Fleißenburg anzugeben weiß, wo sie ihn überfiel) blüht die Absicht einer Italienreise auf; finanzielle Schwierigkeiten — das alte und ewige Elend — vereiteln sie. Statt dessen und zeitend kommt die Berufung an die große Wolfenbütteler Bibliothek, deren Anlage, für alle Zeiten spürbar, ein Leibniz erreicht universal beeinflusst hatte. Lessing bemächtigt sich 1770/76, zutiefst begeistert, ohne freilich der Alltagsmisere irgend enthoben zu sein, dieser gerade ihm so gemäßen Schätze und hat unter anderem wertvolle Handschriften aufgefunden und zuerst an den Tag gegeben. „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern. Wenigstens sind Mut und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder garnicht zu lehren, sie klar und rund, ohne Rätsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren, und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrtümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mittelbilde von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je größer der Irrtum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit; dahingegen der verfeinerte Irrtum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrtum ist.“

Hier ist der Emilia Galotti zu gedenken, jenes Trauerspiels, dem der unzureichend nur ästhetisch wertende alte Goethe ob seiner kühlen gedanklichen, aber darin auch meisterlichen Konstruktion „nicht gut“ war, das wir aber heute als ein eindeutiges antiabsolutistisches, man sage es ruhig und ohne zimperliches Erschrecken, Tendenzstück, als eine Revolutionsdichtung großen Ausmaßes (in der deutschen Literatur) ansprechen müssen, dessen unmittelbare Nachfahren junger Goethe, junger Schiller, Sturm und Drang heißen.

Daß dieser Feuergeist eines Mannes auf reifer Schaffenshöhe der poetisch vorstakenden Jugend seiner Zeit aufmerksam, ja freundlich unvoreingenommen begegnete, ist rühmend wert. „Ich dachte, wir machten uns die guten Köpfe, welche heranwachsen, ja auf alle Weise zu Freunden. Sie müßten sonst, anstatt bloß in unsere Fußtapfen zu treten, uns die Schuhe austreten — meinetwegen zwar: denn machen uns diese nicht schon vergessen, so tun es sicherlich spätere.“ „Man hintergeht oder wird selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denkt, die unumgänglich befolgt sein wollen, da sie weiter nichts als guter Rat sind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? Aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft! Das Studium des menschlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler: aber die Veräumerung desselben wird sich an dem Koloristen schon rächen!“

Mächtig weit und vertieft sich Lessings religiöse Entwicklung. Er war eine durch und durch fromme Natur, aber unbarmherzig gegen alle Verkleinlichung und Vermenschelung des Kirchlichen und erst recht Religiösen. Ein gewichtiges Zeugnis seiner Unvoreingenommenheit wird immer die große Schätzung bleiben, mit der er des Papstes und der kirchenstaatlichen Regierung dieser Zeit gedenkt. Leibniz, Giordano Bruno, Spinoza sind die Eideshelfer seines philosophischen Ganges. Aus diesem Reifen entspringt der manchem mit unetwaestandenen Nebenabsichten belasteten Lessingdeuter höchst unwillkommene Hohn auf die Berliner sogenannte Geistesfreiheit, die den Nagel auf den Kopf trifft, wenn er an Nicolai schreibt: „Sagen Sie mir von Ihrer berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts! Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Gottfisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser

Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen!“

1771 verlobt sich Lessing mit der inzwischen verwitweten Eva König. Sie hofft, ihre Wiener Verbindungen Lessing nutzbar machen zu können, daß er etwa verwendet werde, falls sich Klopstocks Hoffnungen auf eine Akademie der Wissenschaften und Künste durch Maria Theresia verwirklichen. Lessing findet sich in Wien ein, wird mit einem für einen damaligen ernsthaften Schriftsteller beispiellosen Jubel von Theaterpublikum und gebildeten wie höfischen Zirkeln aufgenommen. Maria Theresia gewährt mit Josef II. eine Audienz. Noch ehe die Verhandlungen über eine Wiener Theaterreform durch Lessing abgeschlossen sind, verpflichtet der Prinz Leopold von Braunschweig den Dichter zu einer Italienreise. Die stellt, soweit sich das aus dem Tagebuch verfolgen läßt, eine wahrhaft erschütternde Tragödie dar, denn kein großer Deutscher hat Italien in solcher Hebe und darum so eindrucklos an sich vorüberlagern lassen müssen, wie dieser begeisterungsfähige Schüler Windelmanns. Heimgekehrt, ohne alle sichtbare Frucht für sein Mensch- wie Künstlertum, lehnt er die Wiener Anträge der Theaterreformierung ebenso ab, wie den Ruf als Galeriedirektor nach Dresden; Vorgänge, deren Tatsache immerhin für die berufenden Instanzen ebenso ehrend ist, wie für den Kandidaten, der sich seine möglichst fürstenerne geistige Freiheit zu wahren beflissen ist. Er sichert sich in heftigen Auseinandersetzungen, die seine unzeitgemäße Zivilcourage beweisen, die finanzielle und ideelle Unabhängigkeit in Braunschweig und heiratet daraufhin. Als bald erfolgt die Ernennung zum Mitglied der Kurpfälzischen Akademie in Mannheim mit dem Hintergedanken, ihn auch als Reorganisator der dortigen Bühne zu gewinnen. Weder darauf, noch auf die Aussicht, Kurator der Heidelberger Universität zu werden, läßt er sich ein.

Im Augenblick genießt er vielmehr das einzig glückliche Jahr seines Lebens, das aber, kaum erblickt, schon vernichtet ist. Die Geburt eines sofort sterbenden Sohnes kostet nach kurzem Siechtum auch Eva das Leben. Lessing ist in den Grundfesten seines Daseins erschüttert, nichts mehr von (nur scheinbar) kühlem Verstandesmenschen; Gefühl wird alles in diesen bitternisreichen Stunden. Wir lesen in den Briefen die berühmten Stellen: „Bl. XI. 1777. Ich ergreife den Augenblick, wo meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war kurz. Und ich verlor ihn so ungerne, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand, so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eiferigen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er so bald Unrat merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? Freilich zertr mir der kleine Ruchelkopf auch die Mutter mit fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen! — 10. I. 1778. Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, zu machen, und bin ganz leicht. — 12. I. 78. Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wolt ich es tun! Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein fort zu dulden. Ein guter Vorrat vom Laudano literarischer und theologischer Zerstreungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leicht übersehen helfen.“

Dieses betäubende Dvial, merkwürdig zu sagen, wird der Sturm mit dem Hauptpastor Goeze, der als eine deutsche geistige Angelegenheit von der Öffentlichkeit verfolgt wird, in ganz anderem Ausmaße, als die bloß kritisch-literarische Fehde zwischen Gottsched und den Zürichern. Hier spielt nun allerdings die hohe Politik den vorzeitig abbrechenden Schlusssackord. Lessing wird zum Schweigen verurteilt, aber der beredete Mund läßt sich nicht beschwichtigen. Jetzt wird die Szene zum Tribunal. Das Lessingsche Schlusswort in der Sache heißt: Rathen der Weisheit! Nicht etwa als formungewandtes Kunstprodukt, aber als geistige Erscheinung zum unvergänglichen deutschen Besitz gehörig. Wobei nicht verschwiegen werden darf: eine wahre Ideenlösung bedeutet die Schlanheit Rathans in der Ringabel nicht. Denn Toleranz ist (nur) eine Lebenstechnik, eine von existentieller Grundbedeutung allerdings, die ewig geliebt werden muß, aber sie enthebt nicht der Fragestellung oder von weiterem Suchen. Hier liegt eines von den zahllosen Beispielen angeborener menschlicher Tragik. Um der behaupteten Wahrheit willen schlügen und schlagen sich die Menschen geistig und leiblich tot; ist aber solches im Ernst ein Weg zur Wahrheit, die doch aufbaut und frei macht? Wo aber ist ein erfolgversprechender anderer? Wirklich die Toleranz? Neben dem Rathen reifen Lessings Vermächtnisschriften, die zum tiefsten der durchaus ins Uebervernünftige, Irrationale weisenden deutschen Aufklärung gehören: die Freimaurergespräche Ernst und Falk und die ganz herrlichen Paragraphen der Erziehung des Menschengeschlechts.

Männlich, wie er begonnen hatte und lebte, so schloß Gotthold Ephraim, in noch viel innigerem Sinne als bei Goethe, „ein Soldat und brav!“ Werk und kampferfülltes Sein. Am 15. Fe-

bruar 1781 starb er, nahezu erblindet. Goethe hat ihm, wie unzählige andere, bewundernd gehuldigt:

„Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter; Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.“

Heute ist es auch dem sachlichen Gegner leicht und eine unabweisbare Pflicht, die reine Größe dieses unablässigen Strebens, dem ja der Weg zur Wahrheit mehr galt als die Wahrheit, die

nur Gott allein nach Lessings ureigenen Worten zukommt, verehrungsvoll anzuerkennen. Lessings Menschentum, zeitlich-leiblich bedingt und insoweit anfektbar, geistig immer voll höchster Werte, ist brennend sich verschwendend auf dem endlosen Zug nach dem deutschen Menschen für die Geistesgeschichte aller nachfolgenden volkheitsbewußten Völker ein rein und weltlich

auslohnendes Fanal!

## Grete Massé / Besuch beim Bibliothekar

Skizze

Wenn der Bibliothekar aus dem Fenster des Schlosses schaut, dessen Bibliothek er verwaltet, erblickt er den weltverlassenen Erdenwinkel an der trüb fließenden Oker, in dem zu leben er verdammt ist. Ein Riese könnte in seiner hohlen Hand das enge Gäßchengewirr bequem unterbringen, und hätte er es angeatmet, wäre es nach allen vier Windrichtungen auseinander gefallen, wie vor eines Knaben Hand die grau flimmernde Kopfkronen der Pustblume in alle Himmelsgegenden verweht. Manchmal hebt der Bibliothekar im Geiste die Dächer von den Häusern drunten wie Deckel von den Kochtöpfen. Aber der üble Dunst, der ihm entgegen schlägt, der giftige Brodem kleinlicher Seelen, heißt ihn rasch wieder die Dächer aufsehen. Obwohl das Schloß hoch liegt, bringen von unten die Geräusche zu ihm hinauf: das Klappern der Stühle, das Plappern der Mägde am Brunnen, das Krähen der Hähne, das Schnattern des Federviehs, das Klirren der Messlöffel, der Zank am Markt, das Röcheln, wenn der liebende Bursch sein Mädel erwischt.

Blickt der Bibliothekar von seinem Schreibtisch auf, dann starren ihm saalau, saalab — alle Türen stehen offen — die wandhohen Regale mit den Büchern an. Wenn er eins aufschlägt, dringt so viel Staub heraus, daß er husten muß. In manchem haust schon der Wurm. An einigen hängt das Netz der webenden Spinne. Der Moderduft dieser Bücher ist nicht aus seinen Kleidern zu vertreiben, auch nicht aus seinem Hirn. Einst liebte er Bücher über alles. Jetzt, als Bibliothekar von Wolfenbüttel, haßt er sie. Er wünscht, sie wären Feinde, mit denen man streiten kann. Aber wenn er sie anbrüllt, geben sie keine Antwort. Wirft er sie zu Boden, so wehren sie sich nicht. Wenn er mit dem Taschenmesser in sie hinein stößt, bluten sie nicht.

Manchmal scheint es ihm, als irre er wie ein Geist durch diese papierne Welt. Zuweilen schlägt er eine bittere Lache an, die schaurig in den hohen, weiten Räumen widergellt. Er lauscht und sagt dann die Worte seines Odoardo Galotti: „Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub', ich war es selbst!“

Wer schon in seinen Kindertagen das eintönige Murmeln der Oker vernahm, wer hier geboren — höchstens einmal bis zum nahen Braunschweig gekommen ist, der mag das alles vielleicht weniger empfinden. Wer keinen anderen Ton kennt als jenen, den er schülerhaft der selbstgeschnittenen Flöte aus Weidenholz entlockt, und gar nichts ahnt von den Registern, wie sie der brandenden Orgel entquellen, mag zufrieden sein mit seiner Hirten Schalmei. Aber er — er leidet. Er hat draußen in den Städten gelebt, an den großen Zentren des Verkehrs und des Handels. Er kannte eine geistige Atmosphäre, das scharfe Wortgefecht mit Gegnern von Rang, den Feueratem des Theaters. Er war Ankläger und Verteidiger, Kämpfer und Prophet, Angreifer und Angegriffener. Er stand im Leben, wo es am wärmsten stutete, wo es am feindlichsten aneinanderprallte, wo Bewegung war, Tumult, Chaos, Schrecknis, Begeisterung. Hier aber ist er ein Schlafender, der sich kaum des Wechsels von Licht und Schatten bewußt wird. Er kommt sich vor wie ein Verbannter auf einer Insel im Weltmeer, an dem ferne Schiffe vorüberziehen; sie bemerken es nicht, daß er ihnen zuwinkt und zuschreit. Er haust wie ein Einsiedler in dem verwünschten Schloße, und durch die leeren Säle hallt schauerlich sein einsamer Schritt. Er fühlt, wie er altert. Wie sich der Staub nicht nur auf die Dinge legt, sondern auch auf ihn. Manchmal scheint es ihm, als sterbe er schon ab. Die Fingerspitzen — o, er läuscht sich nicht — haben schon die Empfindungsfähigkeit eingebüßt. Die Melancholie macht sein Blut dickflüssig. Vielleicht verlernt er auch noch die Sprache und muß sich wie ein Taubstummer durch Zeichen mit der Umwelt verständigen.

„So geht es nicht weiter!“ Er eilt zu sein Schreibtisch. Er nimmt einen Ottaobogen und stößt die Gänsefeder in das Tintenfaß. Der Verbannte auf der öden Insel im Weltmeer schießt einen Hilferuf zu den Schiffen, die fern vorüber fahren.

„Mir ist jetzt nicht selten das ganze Leben so ekel! — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als ich sie verleben!“ schreibt Gotthold Ephraim Lessing an den einen.

„Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein!“ schreibt er an einen andern.

„Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde allem Ansehen nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern!“ schreibt er an den dritten.

Dann schüttelt ihn die Bitterkeit, daß er zittert. Er wirft die Feder hin. Er stützt die Stirn in der Hand.

Er wünscht, das Weltverdämmern bräche herein und überfiel ihn hier. Ausgelöscht möchte er sein, noch in dieser Stunde. Ihm graut davor, den nächsten Tag zu sehen. —

— Ein Reisewagen hält vor dem öden Schloße. Eine Frau steigt aus und blickt sich suchend um. Niemand ist sichtbar außer einem kleinen, podennarbigem Küchenmädchen, das Unkraut ausjätet und auf die Frage nach dem Bibliothekar Lessing nur mit einem blöden Lächeln antwortet.

Madame Eva König aus Hamburg, auf einer jener Reisen begriffen, die seit dem Tode ihres Mannes nötig sind, um den Kindern das Erbe und den Ertrag des väterlichen Geschäfts zu sichern, überzeugt sich davon, daß aus dieser kleinen Halbidiotin nie eine vernünftige Antwort herauszubekommen ist. So macht sie sich allein auf den Weg. Sie gelangt in eine Halle. Menschenleer. Sie geht durch Räume, deren Regale von dem Fußboden bis zur Decke mit Büchern gefüllt sind. Auch dort ist es menschenleer. —

Der Bibliothekar von Wolfenbüttel hört einen fernen Schritt.

Er hebt den Kopf und lauscht. In seine Augen tritt ein Staunen. Er sieht eine Gestalt aus dem Hintergrunde langsam näher kommen. Sie schreitet durch die Flucht der weiten Säle gerade auf ihn zu. Es ist das Weisen, dem alles gehört, was Herz an ihm ist.

Er geht ihr entgegen. Er hält ihre Hand in der seinen. Es ist eine warme, feste Hand. Er fühlt das Pulsen des Blutstromes an dem zarten Handgelenk. Aus ihren Fingerspitzen dringt es wie neue Lebenskraft zu ihm herüber.

Sie blickt ihn prüfend an. Die Schläfen sind ihm eingesunken. Seine Lippen zittern. Sie sieht, daß er viel gelitten hat.

„Eva!“ ruft Gotthold Ephraim Lessing. „Eva, der Himmel hat Sie gesandt!“

„Ja!“ sagte sie einfach, „es scheint mir auch so. Wirklich, mir ist's, als käme ich im richtigen Augenblick!“ —

— Nur ein paar Stunden kann die Reisende in Wolfenbüttel verbringen. Aber sie hat die innere Welt eines Menschen, der nahe daran war, aus den Fugen zu gehen, wieder eingelenkt. Sie richtete einen Gebengten auf. Sie machte aus einem Hoffnungslosen einen Mann, der wieder an die Zukunft glaubt.

Lessing steht auf dem grünenden Wall, der sein einsames Dahinwandeln kennt. Er sieht dem Reisewagen nach. Eva beugt sich aus dem Fenster und winkt.

„Liebe Frau!“ denkt Lessing. „Und über Tag und Jahr — meine Frau!“

Auf seiner Schreibplatte liegt das Manuskript, das Eva König aus der Verborgenheit seines Schrankes hervorgeholt. „Wie wird es mich beglücken, wenn ich erfahre, daß es vollendet ist,“ hat sie mit der hellen, zuversichtlichen Stimme gesagt, die man nicht anhören kann, ohne an die Güte und Vernunft dieser Welt zu glauben.

Lessing lächelt. „So wollen wir sie erfreuen,“ sagt er zu seinem Herzen, „denn was täten wir nicht für sie?“

Unten schläft Wolfenbüttel, und der Mondschein geistert um seine Dächer. Oben, im Schloß, brennt eine einsame Lampe. Bis zum Morgengrauen schreibt Gotthold Ephraim Lessing an der Emilia Galotti.